

# Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

## Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern.

**Emil Koniger.** Erschütterungen, Dichtungen. Sieben Märchen. Die lautere Quelle, ein Märchen. Die Baglione, ein Trauerspiel. Erlenbach-Zürich, Rotapfel-Verlag (1920).

Von Emil Koniger sind gleichzeitig Dramen, Gedichte, Märchen und Uebersetzungen herausgekommen. Diese erstaunliche Vielseitigkeit erleichtert es wesentlich, von Persönlichkeit und Dichter ein kritisches Bild zu gewinnen. Nach wenig Seiten schon gibt sich Koniger als ein Mensch, der mit dem Leben fertig geworden ist, den härtesten Kampf hinter sich hat. Und Konigers ganzes Werk bestätigt eine Höhe der menschlichen Reife, Abgeklärtheit und Zielbewußtheit, die es dem Dichter gestattet, unbeirrt durch die Lösung der entrollten Konflikte, sich ganz den Problemen der künstlerischen Darstellung hinzugeben. Als die poetische Frucht der tiefgehenden Verinnerlichung des Dichters erkennen wir die feine, sorgfältige, von bedeutender Kraft der Einfühlung zeugende psychologische Motivierung der Geschehnisse.

Emil Koniger ist eine durchaus ideal gerichtete Natur. Ohne im eigentlichen Sinne philosophischer Kopf zu sein, ist ihm doch immer die Idee, die sich hinter den Dingen verbirgt, das Letzte und Liebste. Eine erstaunliche Kraft der Phantasie, die vor gewagten Personifikationen und wunderbaren, prophetischen Deutungen der Zukunft von Technik und Gesellschaft nicht zurückschreckt, eine reiche poetische Erfindung sind die bedeutendste Mitgift seiner dichterischen Begabung. Neben sie tritt eine im besten Sinne literarische Sprache, eine Sprachkunst, die durch die Schule unserer Klassiker hindurchgegangen ist. Gefuchte, bizarre Wortschöpfungen, oft einziges Merkmal jüngerer Verskunst, suchen wir bei Koniger umsonst. Ein ungemein glücklicher Gebrauch des vorhandenen Sprachgutes in neuen Bildern und Verwendungen, packende Anschaulichkeit und eine besondere Vorliebe für das Hochgebirge vermitteln seiner Sprache den Charakter des Neuen und Ursprünglichen und Schweizerischen. Bedeutendes ästhetisches Empfinden, Beherrschung von Ausdruck und Rhythmus, eine fruchtbare Phantasie auf dem Grunde reicher Welt- und Menschenkenntnis lassen Emil Koniger für alle Dichtungsgattungen als hochbefähigt erscheinen.

Trotz diesen großen Eignungen ist der erste dramatische Wurf, die „Baglione“, nicht als voll gelungen zu bezeichnen. Der Aufbau ist äußerst geschickt, aber lyrische und epische Breiten stehen einer vollen Bühnenwirkung im Wege. Der Fehler liegt am Stoff. Daß ein Helden-geschlecht, das zwar beständig durch Familienzwiste zerrissen wird, am Größenwahnsinn eines Halbwüchsigens zugrunde geht, mag ja recht traurig sein, ist aber nicht eigentlich tragisch und dramatisch. Die übrigen Vorzüge aber gestalten die „Baglione“ zu einem wertvollen Lesedrama.

Wer Märchen schreibt, muß sich gefallen

lassen, einen Vergleich mit den Gebrüdern Grimm und Andersen in Kauf zu nehmen. Im Grunde genommen sind Konigers Märchen Fabeln oder Parabeln; das Märchenhafte ist einzig bestimmt durch die im Stile des Märchens gehaltene Sprache und den reichen Zusatz an Phantasie. Die Naivetät ist zu bewußt, und die persönlichen Anspielungen stören eher, als daß sie vertiefen. So sind auch die drei ersten Märchen nicht für Kinder im physischen Sinne gedacht, sondern für Menschen, die die Reinheit des Herzens bewahrt haben, für „reine Toren“. Dasselbe gilt für „Die lautere Quelle“, das von einer überwältigenden Wirkung ist. Eine poetischere, erschütterndere, mit solch Riesenkraft von Phantasie, beinahe Phantastik geschaffene Symbolik ist in neuerer Zeit nicht mehr geschrieben worden. Zudem ein Buch, das die moderne Hast nicht kennt, ein starker Mahnruf zu innerer Kultur.

In ihrer vollen Bedeutung tritt die Sprachkunst und die Kraft der Personifikation Konigers hervor in den „Erschütterungen“. Die Behandlung des Wortschatzes erinnert an Adolf Frey. Die Verse tönen, klingen, sprechen zu Ohr und Auge.

Man wird von Emil Koniger, dem Dichter der „Lauteren Quelle“ künftig noch mehr zu sprechen haben. Sein Werk kommt einem neuen, schweizerischen literarischen Ereignis gleich, das nicht übersehen werden kann.

Dr. Alfred Aneichen, Luzern.

**Ernst Eschmann.** Die Himmelskinder. Eine Märchenerzählung für jung und alt. Zürich, Verlag Art. Institut Orell Füssli, 1920.

Wenn man für die Jugend schreiben, so dürfe man nicht für die Jugend schreiben. So oder ähnlich hat in dem Vorworte zu „Pole Poppenpäler“ Theodor Storm sich geäußert, und diese wundervolle Novelle für die reifere Jugend gehört — gerade weil Storm darin einfach Künstler und Dichter blieb — zum eisernen Bestand klassischer Jugendliteratur; sie ergreift auch uns Erwachsene noch im tiefsten Innern. Dasselbe gilt von der „Regentruhe“ und den andern „Geschichten aus der Tomme“, — Märchen, die uns allen lieb sind, weil sie eben nicht bloß mit dem Gedanken an die Kinder geschrieben wurden. Dabei mag ja wohl dem Dichter da und dort einmal ein Satz durchschlüpfen, über den die Kinder vielleicht hinweglesen, ohne ihn voll zu verstehen. Was tut's? Sie werden älter, lesen das Werklein wieder — und entdecken Neues, merken, daß das, was sie damals fesselte: die äußere Handlung, die Erlebnisse der kleinen „Helden“ und „Heldinnen“ doch nicht alles waren, was dem Ding seinen Wert gab, und freuen sich aufs neue an der Gabe eines echten Dichters und tief sinnigen Menschen. So ungefähr dürfte es den Lesern der vorliegenden von Hans Wigig wirklich fein illustrierten phantastischen Geschichte von Ernst Eschmann gehen, der den Hansli und das Anneli über die Himmelsleiter emporklettern und ein ganzes Jahr lang im

Himmel verweilen läßt, wo die den Körpern entflohenen Seelen — nicht bloß der Menschen, sondern auch der Tiere, besonders derjenigen, die auf Erden ein schweres Los geduldet, nun ein besseres Leben führen dürfen. Daß es da keineswegs ohne Arbeit abgeht, daß aber die Arbeit um ihrer selbst und nicht um des schnöden Mammons willen getan wird, der Gott sei Dank über den Wolken nicht das Regiment führt, daß deshalb der „Beruf“ kein Brotkorb und saures Muß, sondern eine Lust ist, weil jeder das tut, wozu er sich hingezogen fühlt, und daß die Himmelsmusik nicht das einzige ist, was da getrieben wird — sondern, ganz wie auf Erden, eine schöne Erholung und Erhebung, das alles und noch vieles mehr lernt dieses kleine Pärchen in dem langen und doch so kurzweiligen und rasch verflossenen Jahre. Ja, der liebe Gott erzählt ihnen sogar, wie er die Welt erschuf, sie sehen, wie man das Wetter kocht, und machen die Bekanntschaft des Osterhasen, und — kurz und gut — sie finden, daß es im Himmel nicht wesentlich anders zugehe als auf Erden, bloß sei da keine Not und kein Elend und keine Bosheit und Niedertracht. Und das erlebt man alles mit und freut sich daran, und die Kinder haben den Eindruck, daß es auch auf Erden einen Himmel gebe, wenn man liebe Eltern und ein liebes Großmütterlein habe, so daß sie gar nicht unglücklich sind, wie sie wieder in der lieben Wirklichkeit anlangen, und von einem Himmel in den andern gekommen zu sein glauben. Warme, herzliche Liebe zu den Kindern, Herzenswärme überhaupt gibt dem schönen Buch einen besondern Reiz, der seine Lektüre auch Erwachsenen zum Gemusse macht. Unter den bunten Ostereiern wird es gewiß als besondere Dreingabe allen Kindern warme Freude bereiten!

S. M. B.

**Ernst Gagliardi.** Geschichte der Schweiz von den Anfängen bis auf die Gegenwart. Zweiter Band. Zürich, Rascher & Co., Verlag. 1920.

Auf den im Novemberheft 1920 (S. 647) dieser Zeitschrift besprochenen ersten Band der Gagliardischen Geschichte der Schweiz ist der den Abschluß bringende zweite Band rasch gefolgt. In zwei Hauptabschnitten behandelt er die Zeit von 1519 bis 1798 und das 19. Jahrhundert.

Die Eigenart der Zwinglischen Reformation in Zürich, in ihrer Verbindung des religiösen mit dem staatlichen Faktor und der dadurch bedingten Krisis des Jahres 1531, und die unter der aus Bern gegebenen Rückendeckung durchgeführte, in ihren Wirkungen auf die weite Welt nachher ausgreifende Umgestaltung Genfs durch Calvin werden zuerst einander gegenübergestellt, in deutlicher Charakterisierung der beiden schöpferischen Persönlichkeiten, dabei aber die nachteilige Folge der konfessionellen Trennung für die politische Geltung der gesamten Eidgenossenschaft nachdrücklich gekennzeichnet. Indessen läßt sich aber in der darauf folgenden Zeit der Gegenreformation gerade aus dieser Zwischenstellung der in solcher Weise getrennten Schweiz,

zwischen den sich bekämpfenden Mächten Frankreich und Habsburg, erkennen, daß sie so vor der unmittelbaren Teilnahme an den großen Kämpfen bewahrt blieb, so daß dem in seiner neutralen Stellung sich behauptenden Staateswesen die Anerkennung der Unabhängigkeit beim Abschluß des Dreißigjährigen Krieges gegeben wurde. Unter der Ueberschrift „Aristokratisierung“ wird danach die Geschichte seit 1653 durchgeführt. In geschicht ausgewählten Einzelzügen, besonders auch kulturgeschichtlichen Inhalts, ist das öffentliche und private Leben gezeichnet. Den im 18. Jahrhundert in den einzelnen Gemeinwesen — Städte und Länder werden nacheinander beurteilt — ohne Erfolg angestellten Reformversuchen steht dagegen ein unleugbarer wirtschaftlicher und wissenschaftlich-literarischer Aufschwung gegenüber. Aber „als ein versteinertes Gebilde wartete die Eidgenossenschaft nur auf den Stoß, der das Bestehende in Trümmer schlug“.

Mit dieser Umwälzung im Jahr 1798 und ihren Folgen, bis auf den Bundesvertrag von 1815, setzt das vierte Buch ein, wonach „vom Staatenbund zum Bundesstaat“ die Jahre von 1815 bis 1848 folgen. An die klar übersichtliche Schilderung der seit 1830 in den einzelnen Kantonen vollzogenen Aenderungen und des mit dem Sonderbundsriege abschließenden Kampfes zwischen zentralistischen und föderalistischen Bestrebungen fügt sich die Hervorhebung der Vorzüge der 1848 angenommenen neuen Verfassung. Aber überhaupt zeigt sich der Geschichtsschreiber bestrebt, für die verschiedenen Phasen der so vielfach bewegten Periode — von der Helvetik über die Mediation und Restauration bis in die Zeit der Regeneration, so beispielsweise für den Liberalismus der dreißiger Jahre im Kanton Zürich — die positiven Seiten und die Schwächen gegeneinander auf die Waagschale zu legen.

Im Kapitel „Abschluß“ wird noch in aller Kürze der Blick auf die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verflossene Zeit geworfen, mit dem Vorbehalt, gegebenenfalls später eine erweiterte Bearbeitung folgen zu lassen. Ein Hauptmerkmal dieser neuesten Entwicklung wird in der wirtschaftlichen Betätigung erkannt, woneben aber in der Bundesrevision von 1874 die demokratische Bewegung sichtbar bleibt; zur Seite jedoch steht die gesteigerte Leistung auf dem Boden der Kulturarbeit. In erneuerter Betonung der schon in der Einleitung zum ersten Band hervorgehobenen Bedeutung der Schweiz in der Gegenwart lautet der Schlußsatz des Buches: „Die Schweiz bleibt durch die Faktoren ihrer geographischen Lage und der verschiedenen Volksrassen bestimmt, und mit der ausschließlichen Hinwendung an die eine oder andere Nachbarmacht, wie durch nationalitische Verengerungen des Gesichtskreises würde sie ihr innerstes Wesen verlieren.“ Es darf gesagt werden, daß der Verfasser in diesem seinem Werke den bezeichneten Gesichtspunkt konsequent festgehalten und zur Beweisführung gebracht hat.

Die reiche Illustration dieses zweiten Bandes ist wieder ein Zeugnis der sehr geschickt durchgeführten Auswahl, voran von Stücken aus der Sammlung der zürcherischen Zentralbibliothek. Vielfach ganz originelle Einzelblätter bieten Darstellungen besonders zur Geschichte militärischer Vorgänge, zumal aus der Zeit vor und nach 1798. Mit vollem Recht wurden anmutige Bilder Konrad Meyers aus Neujahrsblättern der Zürcher Bürgerbibliothek zu Ehren gezogen, darunter mehrere Ansichten von Zürich aus dem 17. Jahrhundert. An die Bildnisse hervorragender Persönlichkeiten des 16. Jahrhunderts schließen sich zuletzt noch diejenigen Gottfried Kellers und Konrad Ferdinand Meyers. So ist auch nach dieser Hinsicht der Abschluß des Werkes dem ersten Teile gleichwertig geworden.

G. Meyer von Knonau, Zürich.

**Otto Markwart.** Jakob Burckhardt, Persönlichkeit und Jugendjahre. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel, 1920.

Auf die hundertste Wiederkehr von Jakob Burckhardts Geburtstag erging von Basel aus an dessen Schüler und Freund Otto Markwart die Weisung, eine Biographie seines Lehrers abzufassen. Und Markwart war der richtige Mann. Wir spüren es gleich aus den ersten Zeilen seines Buches und freuen uns, daß er doch einmal vom gewöhnlichen Trott der Biographien abweicht, daß er Burckhardts Persönlichkeit nicht nur äußerlich schildert, nicht nur uns mit seinem Denken vertraut macht, sondern, daß er vor allem uns auch sein Herz zeigt, uns seinen großen Schmerz an der Unvollkommenheit der Welt, sein Leid über die Vergänglichkeit alles Schönen miterleben läßt; so, wie er diesen erhabenen Pessimismus wohl an seinem verehrten Lehrer oft gesehen, und ich glaube, in verwandter Art selbst auch erlebte. Oh, es ist etwas Wunderbares, in Liebe den Wurzeln eines Menschenlebens nachzugraben, zu sehen, inwiefern das Erdreich dem Wachstum günstig oder ungünstig ist, woran die Wurzeln frankten, welche Mängel der Baum aufweist, wie er eigentlich dem Untergange geweiht ist und wie die Vorsehung in der Gestalt des Gärtners zu ihm tritt, seine fruchtlosen Äste beschneidet, daß sie bluten, Schosse einer edlen Frucht aufsetzt, und wie das Gewächs in neuem Leben erblüht und selbst wieder neues Leben erzeugt.

So erscheint mir das Wesen Burckhardts aus diesem Buche. Er, der stets mit leiser Schwermut vom heitern Leben abgewandte Denker, der mit ganzer Seele von der Geringfügigkeit und der Sinfälligkeit der menschlichen Dinge überzeugt ist, weil er fühlt, daß er selbst nicht die Kraft besitzt, an eine Glückseligkeit zu glauben, und sie in sich zu erwecken; er sucht doch auch eine Zuflucht, ein rettendes Ideal. Mit aus Not wachsender, nicht zu brechender Macht hängt er sein sehnsüchtiges Herz an die Schönheit in der Natur, in der Kunst. Und hier wählt er die Lebensfrohen, die Kinder des reinsten Glücks, die Unbewußten, die Göttlichen zur Ergänzung seines Wesens:

Raffael, Mozart, Mörike. In der Geschichte dagegen liebt er die Männer der Tat, die in kühner Todesverachtung ihr Leben für große Ideen opfern, die im Untergang siegen — weil er selbst, der Entfager, der Todgeweihte, sich nach ähnlichem Schicksal sehnt. Mit feiner Intuition erkennt Markwart gerade diese Leitlinie im Lebensplane Burckhardts. Er sagt (Seite 76): „Es ist etwas Seltsames und doch auch wieder Verständliches, daß es den einsamen Denker, dessen Leben von den vier Wänden des Arbeitszimmers begrenzt war, unwiderstehlich zu solchen Männern hinzog, auf denen dann sein Blick mit Sympathie und Bewunderung ruhte. Ein Ideal war hier verwirklicht. Spielt aber nicht auch noch hinein etwas von Sehnsucht des betrachtenden Lebens nach Tat?“

Wer Burckhardts Werke kennt oder nicht kennt, er lernt den Mann aus diesem Buche lieb gewinnen, diesen asketischen, weltabgewandten Sucher des Friedens, der Wahrheit, der Schönheit, der Liebe, diesen ängstlichen Träumer, der aus dem Leide dieser Welt sich hinaussehnt, zurück zur Mutter; ja (wie er selbst sagt): „wenn's möglich wäre, in sie zurückkehren möchte“, der einmal symbolisch einem seiner Freunde von diesem Wünschens schreibt: „Ist Dir's auch bisweilen so, daß Du meinst, es müsse Dir auf einsamem Waldpfade der kleine Zwerg erscheinen, welcher Dir unter Moos und Steinen die Tür aufmacht, wo es in eine neue Welt hineinführt?“

Der Verfasser nennt Burckhardt einen Romantiker und vergleicht ihn mit Schelling, von dem Heine in seiner „romantischen Schule“ sagt: „Die Gegenwart war ihm verhaßt, die Zukunft erschreckte ihn, und nur in die Vergangenheit, die er liebte, drangen seine offenkundigen Seherblicke.“ Markwart bezeichnet Burckhardt nun, bezugnehmend auf diese einseitige und schlechte Charakterisierung Schellings, als den Mann, der ebenfalls im Kontrast stand zur Gegenwart, der in Furcht lebte vor der Zukunft und der zur Rettung die Flucht in die Vergangenheit ergriff. Er teilt diese in drei Kapitel ein. Gewiß, dies stimmt alles für Burckhardt. Aber gerade deswegen ist er kein wahrer Romantiker, eher das Gegenteil, eher eine Natur wie Heine, die dem Ziele der Romantiker, dem Streben nach dem Erleben der Einheit von Natur und Geist, von Welt und Gott (ein Streben, das übrigens gerade Schelling zu einer wissenschaftlichen Ansicht erhoben hat) entsagt. Der wahre Romantiker aber glaubt an seine Göttlichkeit und blickt freudig in die Zukunft hinein, weil er in ihr das ihn erleuchtende Licht weiß.

Aber ein Großes hat Burckhardt vermocht: Er klammerte sich zeitlebens an das Geistige, ließ Welt Welt sein und blieb so, wie er selbst sagt, „von der ‚Bleiwalze‘ verschont, welche so viele brave Leute platt drückt.“

Zum Glück hat Markwart — wohl sein nahes Ende ahnend — uns vor der eigentlichen Biographie die Charakteristik der Persönlichkeit Burckhardts geschenkt. Sie ist, obchon



individualpsychologisch betrachtet, nicht sehr zentral aufgebaut, doch eine gute Studie, die meines Erachtens weit über den Durchschnitt ähnlicher Arbeiten hinausgeht.

Die Lebensbeschreibung bricht ab mit dem Abschied des Studenten Burdhardt von Berlin im Frühjahr 1843. Leider. Gerne hätten wir Markwarts Werk auch über das für Burdhardt so entscheidende Jahr 1848 hinaus weitergeführt gesehen. Dafür ist aber die Schilderung der Jugendjahre reich ausgeschmückt und belegt mit Briefen Burdhardts, Aussprüchen, Gedichten, Reisebeschreibungen, Seminararbeiten usw. Und für das Verständnis seiner Persönlichkeit sind ja gerade diese Entwicklungsjahre sehr wichtig. Sie zeigen uns, wie früh er schon zur klaren Einsicht kam, „daß der Mensch sich selbst unglaublich viel werden kann, und daß, je mehr er sich selbst ist, um so mehr er auch für andere ist“ (Brief an seine Schwester Louise).

Dieser Erkenntnis ist er treu geblieben. Sein Leben ist die Umsetzung in die Tat.

Gustav Hans Graber, Bern.

**Dr. Ludwig Frank**, Spezialarzt für Nerven- und Gemütskrankheiten in Zürich. *Seelenleben und Erziehung*. Zürich und Leipzig, Verlag Grethlein & Cie. 1920.

Franks Buch ist wohl der dringendste und ernsteste Mahnruf unserer Tage an das Gewissen der Eltern und Lehrer, eine Kampfansage an die Sorglosigkeit, die Verständnislosigkeit der Erzieher in Erziehungsfragen. Man kann sich mit Frank der Ueberzeugung nicht verschließen, daß das meiste Kinder- und Jugendleid dem Unverständnis der Erzieher gegenüber dem, was die Jugend braucht und worauf sie ein Recht hat, aufgebürdet werden darf. Eine Fülle von Material wird vor uns ausgebreitet; kaum ist ein Erziehungsproblem, das nicht eine tiefdurchdachte, psychologische Deutung und Behandlung erfahren hätte. Um nur die wichtigsten zu nennen: Frank schreibt über Veranlagung, Vererbung, Erziehung der Sinne, Vorstellungsleben, Individualität, Art- und Liebesgefühle; er spricht sich aus über das Leben in der Schule, das Erwachen der Sexualität, das Traumleben, behandelt die Minderwertigkeitsgefühle, die Verkennung, Strafe, geistige Störungen auf dem Gebiete des Denkens, Fühlens, Wollens und Handelns, und schließt mit einer Würdigung des Lehrer- und Elternberufes und trefflichen Vorschlägen für eine kommende Schulreform.

Franks Sprache ist klar, offen und ehrlich. Man spürt, wie er die letzten Ergebnisse psychologischer und psychiatrischer Forschung wertet, und hat doch nie das Gefühl, den Boden des Problematischen zu betreten. Immer wieder wird das Wort durch das Beispiel aus

der Praxis ergänzt. Verblüffend wirkt auch für den geschulten Pädagogen, wie Frank in einem einzigen Vortrag seinen Hörern einen bündigen Abriss der Psychologie vermittelt, die wichtigsten Probleme vorführt und die gebräuchlichen Methoden zu deren Lösung aufweist, ohne im bösen Sinne populär zu werden, ohne ihm das eigene Denken ersparend oder mit einer Unmasse von Voraussetzungen lähmend jede Lust zur weiteren Beschäftigung zu ertöten. Darin liegt gerade eine Hauptbedeutung des Buches: der Fall, daß ein Leser das Buch aus den Händen lege, ohne die schwere Verantwortlichkeit des Erzieherberufes auf sich lasten zu spüren, ist undenkbar.

Frank geht vor allem darauf aus, den Erzieher zum Verständnis der besondern, von der Art der Erwachsenen völlig verschiedenen Beschaffenheit der Kinderseele zu führen. Wer so viel und so tief sucht wie er, dem muß grauen anblicks der gemütsverrohten Menschheit unserer den Intellektualismus betonenden Zeit. Es liegt deshalb auch kein Tadel in der Erwähnung, daß Frank die Verstandesfunktionen unserer Seele vernachlässigt und vorzüglich das Gefühls- und Willensleben als Gegenstand des Seelenlebens und der Erziehung in den Kreis seiner Betrachtung zieht. Dies geschieht auch mit einer Gründlichkeit, die einen wahrhaft human gesinnten, vielerfahrenen und feinfühligem Seelenkenner verrät. Erfrischend ist z. B. die vornehme, mutige und erhebende Art, wie er die Frage der geschlechtlichen Aufklärung beantwortet; erquickend ist, wie Frank die Sonne, die Wärme, die Liebe in der Erziehung, tausendfach gesprochene und wieder verhallte Worte, befürwortet und betont und die Aufzucht unseres jungen Geschlechts, ohne Preisgabe des Autoritätsprinzips, in Angst und Furcht verdammt.

Und befreit hat uns Frank endlich auch von der oberflächlichen Meinung, daß nur das kranke Kind der wachsamsten Sorge bedürfe. Wir wissen nun, daß man mit dem besten und reinsten Herzen sündigen kann, wenn man sein Kind nicht versteht. Gewiß sind es vorzüglich Fälle krankhafter Kinder, die Frank beibringt; aber ihre große Zahl ist herzbelemmend, und niederdrückend ist der Gedanke, daß nur ein äußerst kleiner Bruchteil der Kranken dem Arzte und damit der Heilung zugeführt wird. Unsere Jugend verlangt nach einem natürlichen Verhältnis zwischen Erziehern und Zögling, nach innigem, verständnisvollem Kontakt, Interessengemeinschaft mit den Erwachsenen, sie fordert ungehinderte Möglichkeit der Entwicklung, welche die Liebe leiten soll.

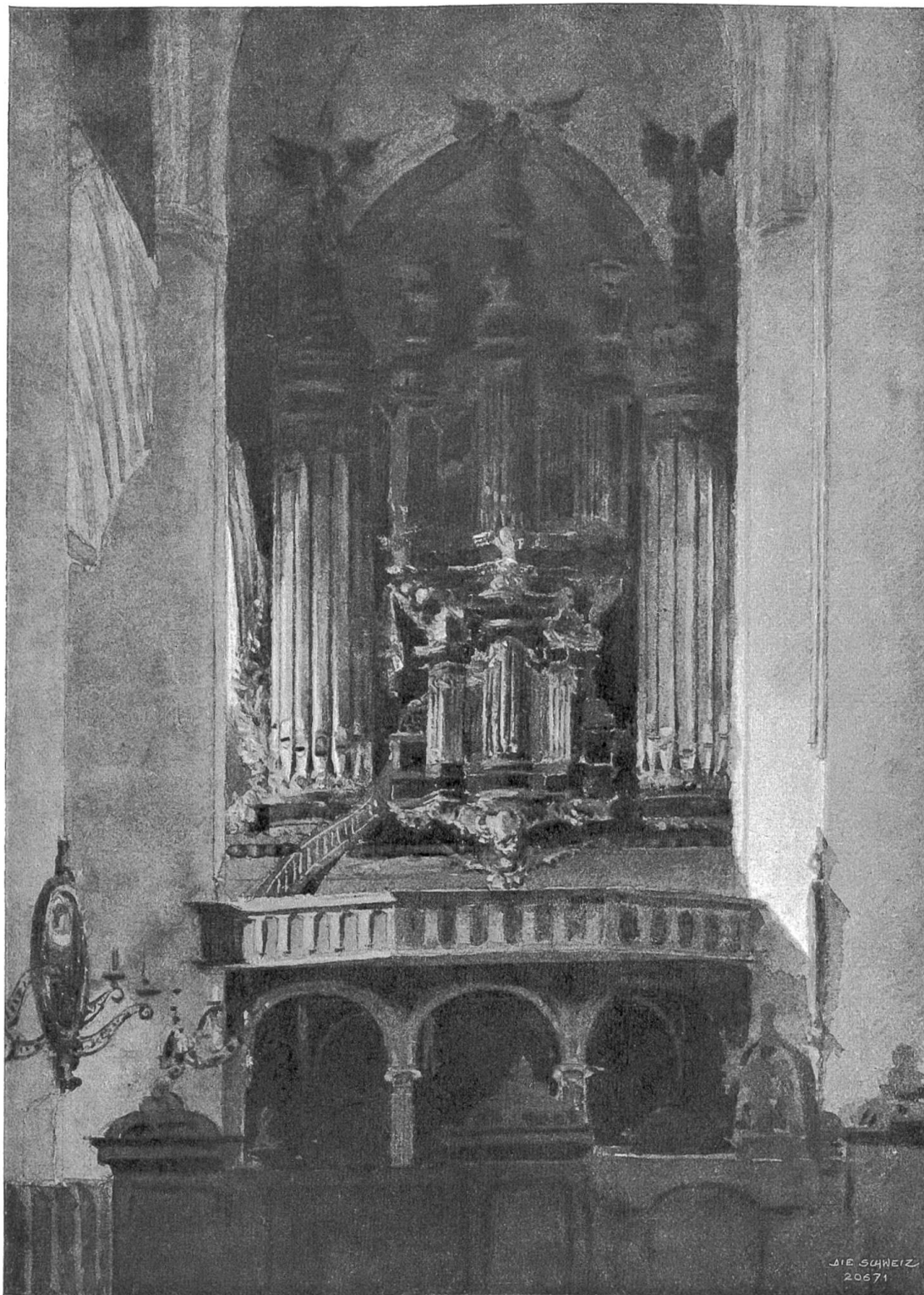
Wem Erziehungsfragen zu Herzen gehen, wird gerne und mit Nutzen zu Ludwig Franks Buch greifen.

Dr. Alfred Zuehlke, Luzern.

### Spruch.

Jungmann, wirfst du mit leichtem Sinn  
Taler um Taler dem Glücke hin,  
Mußt als Altmann mit schmerzdem Rücken  
Dich nach jedem Hellerlein bücken.

Wolff Böglin, Zürich.



W. L. Lehmann, Zürich.

Katharinenkirche in Hamburg.  
Aquarell.  
Phot. Paul Fiedler, Zürich.